

# Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 37

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640659>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 37 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

15. September

## □ □ Eidgenössischer Betttag. □ □

Ein Volk, das freudig dankbar aufwärts schaut,  
Ist wie ein Acker, den die Nacht betaut.  
Er hegt und nährt im guten Grund die Saaten  
Und läßt zu schöner Ernte sie geraten.

Ein Volk, das sich der Buße nicht verschließt,  
Ist wie ein Strom, der still das Land durchfließt.  
Er läutert sacht die schlammgetriebenen Wellen  
Und mehrt die Kraft mit neuen klaren Quellen.

Ein Volk, das andachtsvoll das Herz erhebt,  
Ist wie ein Turm, der frei zur Höhe strebt.  
Er schirmt das Land. Sein Grund wird nicht erzittern,  
Mag's um ihn her in wildem Sturm gewittern.

O Schweizervolk, dir ward ein köstlich Gut:  
Dein herrlich Land! Drum halt's in treuer Hut.  
Willst Acker, Strom und Turm du fürder gleichen,  
Wird deine Kraft, dein Ruhm nicht von dir weichen.

O. B.

## □ □ Er und Sie und das Paradies. □ □

Roman von Lisa Wenger.

23

Im Publikum pikte man die gewichtigen Persönlichkeiten heraus, wie die Mandeln aus dem Kuchen. Von der Galerie aus zeigte man sie sich mit den Fingern, unten mit den wieder in die Mode gekommenen Fächern. Ein umfangreicher Herr ging vorüber.

„Der Intendant der Hoftheaters,“ sagte Sedlach wie nebenbei. „Ich habe eben mit ihm gesprochen. Er ist sehr gespannt, ja, aufs Höchste gespannt. Bianchi hat ihn auf unser Landesphänomen aufmerksam gemacht. Wir werden unsern Lohengrin nicht lange behalten trotz Hellebedes unglaublichem Honorar. Na, wollen sehen.“

Savion sah unten. Neben ihm ein dünnes Studentlein. Er werde unter allen Umständen die Bekanntschaft von Martin Borns Frau zu machen suchen, das sei ja eine reizende Person.

„Machen Sie sie doch,“ erlaubte ihm Savion großmütig. „Sie wird gerade auf Sie gewartet haben.“ Des Studenten empörter Blick prallte an Savions Rücken ab.

Die Herren von der Kommission erschienen in ihrer dunkeln vertieften Loge. Es gab viel Kopfschütteln, denn sie waren mit dem großen Honorar, das Hellebede Martin versprochen, nicht alle einverstanden.

„Abwarten, meine Herren. Wenn nicht schon der erste Akt ein beispielloser Erfolg ist, danke ich ab,“ beruhigte er. Sein Gesicht war blaß wie immer, doch zuckten seine Lider aufgeregt.

Ungeduldig saßen Frau Mary und Orion in einer Loge nebeneinander. Immer wieder lenkte er das Gespräch auf Lis. Er wollte viel wissen, von ihr, von Martin Born, und von ihrem Verhältnis zu einander. Er richtete sein Opernglas unaufhörlich auf Lis, zuletzt unbekümmert darum, daß es auffiel.

„Wenn die Elsa der Hillern nur genügt,“ sagte Mary. „Eigentlich ist Wagner für sie zu groß.“

„Die Elsa liegt ihr gut,“ sagte Oriol zerstreut.

Immer neues blendendes Licht flutete über das Publikum. Die Augen strahlten heller, das Flüstern wurde stärker, die Erwartung gespannter. Das Aufstehen und sich Durchdrängen, das Kommen und Gehen, das aufgeregte Reden und Lachen mischte sich in das Stimmen und Proben der Instrumente und formte sich zu einem rhythmisch schwankenden Lärmchaos. Es füllte das Haus wie das Summen eines Riesenbienenschwarms.

Das erste Klingelzeichen ertönte. Das Herz klopfte Frau Mary. Also jetzt. Sie sah zu Lis hinüber, die sich in starker Erregung die Haare aus der Stirne strich und dann ihre weißen Handschuhe auszog und leise damit auf die Brüstung klopfte. Mary sah, daß Bianchi aufgestanden war, seine Hand auf die Schulter Lis' legte und ihr etwas zuflüsterte. Er sah fahl und fast leblos aus, nur die Kohlenaugen funkelten. Der Lärm erlosch. Ganz leise klopfte der Kapellmeister auf sein Pult und die herrliche Ouvertüre nahm ihren Anfang.

Dann teilte sich der Vorhang. Man hörte keinen Laut mehr. Ein Waldesinnere, gebildet von mächtigen, schwarzen Baumstämmen, mit dem Ausblick auf schimmerndes Wasser. Nebel in der Ferne. Im Vordergrund ein wuchtiger steinerner Hochsitz, auf dem der König saß. Um ihn die Masse des Volkes. Der König fordert es auf, ihn in den Kampf gegen den Feind zu folgen. Telramund tritt vor, breitschultrig, mit niederer Stirne und grausamen Augen. Er beschuldigt Elsa von Brabant des Brudermordes. Mit heller, klingender Stimme verteidigt sie sich. Dreimal ruft der Herold des Königs nach einem Ritter für Elsa. Es bleibt alles still. Nach dem dritten Ruf schlägt die Königstochter in Verzweiflung die Hände vor das Gesicht. Da erscheint, begleitet von der süßesten Musik, Lohengrin, von seinem Schwan gezogen. Das Schwert in der Rechten, steht er ruhig und aufrecht da. Das Publikum hält den Atem an. Lis klopft das Herz, und Bianchis Hand packt die Lehne seines Stuhls.

Groß und rein ist die Stimme, die sich nun erhebt, um anzukünden, daß Elsa von Brabant der Ritter erschienen. Wie das Geläute goldner Osterglocken klingt die Stimme durch das Haus, unirdisch und wunderbar melodisch. Elsa läßt die Arme sinken, erhebt ihren Blick, und richtet die blauen Augen entzückt auf den Ritter im silbernen Harnisch.

„Nun sei bedankt, mein lieber Schwan. Zieh durch die weite Flut zurück, dahin, woher mich trug dein Kahn, kehre wieder nur zu unserm Glück, drum sei getreu dein Dienst getan. Leb' wohl, leb' wohl, mein lieber Schwan.“ Die Stimme schweigt. Man hört keinen Laut, es regt sich nichts. Und dann ein plötzliches Brausen und Toben und Jubeln und Klatschen und Lärmen, wie das Haus, solange es stand, noch nie erlebt. Mitten im Akt, gegen alle Gewohnheit, flog ein voreiliger Kranz auf die Bühne. Er blieb liegen. Der Kapellmeister winkte, gegen das Publikum gewendet. Einen Augenblick legte sich das Beifallstoben. Dann erhob es sich turmhoch, wurde zum Losen, zum orkanartigen Sturm. Niemals hatten die Tausende, die das Haus füllten, solches erlebt. Wieder wollte der Kapellmeister zum Publikum reden, es blieb taub gegen sein Winken. Immer und immer wieder raste der Beifall.

Mit einer ungewohnten Unruhe und immer wieder ausbrechendem Beifall wurde der erste Akt zu Ende gespielt, und als sich der Vorhang schloß, mußte er zehn- und zwanzigmal wieder geöffnet werden, zehn- und zwanzigmal mußte sich Lohengrin dankend verbeugen, zehn- und zwanzigmal jubelten ihm die Tausende zu, riefen seinen Namen und warfen Kränze zu seinen Füßen. Auch Bianchis Name mischte sich unter den von Martin Born, man wollte dem Bildner, dem Lehrer des neuen Gestirns die Ehre erweisen, die ihm gebührte. Als er sich nicht zeigte, wurde das Haus endlich ruhig und hell.

In seiner Loge saß Bianchi im Hintergrund an die Wand gelehnt, und über seine gelben Wangen liefen Freudentränen. Dazwischen forderte er Sorella auf, mit ihm dies Erdental zu verlassen, denn es habe ihm seinen schönsten Tag geschenkt. Lis stand noch an der Brüstung, wo sie Martin zugejubelt, mit glühenden Wangen und lachenden Augen, ein Bild der Freude, in ihrem fließenden, schillernen Kleid die Verförperung des Entzückens.

„Es ist gelungen, Kindchen,“ rief Bianchi ihr zu, „wir haben gesiegt, der Stern ist entdeckt! Sie haben es gemerkt, die Idioten da unten. Sie haben begriffen, daß da eine Gottesstimme zu ihnen gesungen. Sie haben einmal, ein einzigesmal in ihrem Philisterleben den Bann gebrochen und aus innerm Bedürfnis heraus die Vorstellung gestört. Sorella, ist es wahr? Ist es mein Adler, der gesungen, der so gesungen? Sorella, es war herrlich. Nie, nie hörte ich ihn so singen.“ Bianchi war außer sich. Sorella sorgte sich um ihn. Sie suchte ihn zu beruhigen. Es nützte nichts.

„Sorella, wenn ich sterbe, dann mache es möglich, daß ich diese Stimme hören darf, wenn ich hinübergehe. Ich bin ein großer Sünder, aber wenn ich sterbe, dann übt Barmherzigkeit an mir.“

„Gefare,“ bat Sorella. „Sei doch um Gottes willen ruhig. Du schadest dir. Geh' doch zu Martin Born. Warum suchst du ihn nicht auf?“

„Ich kann jetzt nicht, ich bin zu aufgereggt. Und er hat es sich verbeten. Er hat recht. Ich würde ihn stören.“

Er wurde von Sorella und Lis kaum verstanden, so laut war das Publikum. Die Leute standen aufgereggt zu zwei und dreien beisammen. Sedlach, der Kritiker, war von einem Kreis eifriger Zuhörer umringt. Er redete hastig und in großer Erregung. Was er sagte, wurde weitergegeben und wie ein Evangelium aufgenommen. Er sei begeistert, erzählte man sich, er habe geschworen, daß Martin Born im nächsten Jahr schon an eines der kaiserlichen Opernhäuser berufen werde. Die Stimme hätte den Schmelz, der dem verstorbenen Stepani gefehlt, sie habe einen fabelhaften Umfang und eine ganz verblüffende Klangfülle. Blichschnell wußte man im ganzen Haus, daß Sedlach rühme und nur rühme, und in größter Erwartung, aufgereggt, heiß vom Reden und der Begeisterung begab sich das Publikum, als das Zeichen gegeben wurde, wieder an seine Plätze.

Alle Operngläser richteten sich nun auf Lis, die es sich halb scheu, halb entzückt gefallen ließ. Sie strahlte, und ihr Herz klopfte vor Erwartung. Oriol und Frau Mary winkten ihr zu. Sie in der Loge des Meisters in der Pause aufzusuchen, hatten sie nicht gewagt.

Als Lis einmal ihr Glas unbemerkt auf Oriol richten wollte, tat er dasselbe. Sie ließ rasch ihre Hand sinken. Sie sprach zu Sorella zu Bianchi, sie sprudelte alle ihre Freude heraus und sah von Zeit zu Zeit bewundernd auf ihre kostbare Nadel herunter, faßte an ihr Halsband, ob denn auch alles, alles wirklich wahr sei.

Wieder wurde es still. Der Vorhang ging auseinander.

Ortrud beginnt ihre Ueberredungskünste. Telramund, schwach in der Hand des verrückten Weibes, läßt sich gegen den großmütigen Lohengrin aufheken. Im Schatten des Münsters, das Elsas und des Schwanenritters Hochzeitszug füllen wird, flüstern die beiden miteinander, ungesehen und ungehört von Elsa, die auf dem Balkon ihrer Kemenate den Geliebten erwartet. Ortrud ruft sie an und träufelt mit falschen, demütigen und listig berechneten Worten das Gift des Argwohns in der Reinen Herz. Sie will die Frage tun, die Lohengrin ihr verboten. Sie will erfahren, ob er von himmlischer oder höllischer Abkunft sei, sie will sein Geheimnis mit ihm teilen.



Jakob Herzog, Winterthur: St. Jakobskapelle (Brigels).

Lohengrin naht, herrlich in silberner Rüstung und dem blauen Mantel angetan, begleitet vom König und dem ganzen Hofstaat. Elsa im schneeigen Brautgewand soll an seiner Hand die Kirche zur Trauung betreten. Da tritt Telramund dem Hochzeitszug in den Weg und beschuldigt Lohengrin der Zauberei. Stolz wendet sich der Ritter des heiligen Grals von ihm und weigert sich, Aufschluß zu geben, von wannen er komme und wer er sei. Nur der Geliebten neben ihm ist er die Wahrheit schuldig. Telramund verschwindet im Dunkel des Kirchenschattens, und unter dem Läuten der Glocken, dem Blasen der Trompeten und unter brausendem Orgelklang ziehen Lohengrin und Elsa in den Dom ein.

Wunderbar setzt der Brautchor im dritten Akt ein. Lohengrins Bekenntnis seiner Liebe wird zum Jubelgesang, zu einem Hohelied der Musik. Die Herzen der Zuhörer bebten und es ging eine Welle heißer Dankbarkeit durch das Haus, das von einem innerlichen, entzückten Miterleben erfaßt wurde. Schmerzlich klagend zitterte Lohengrins beschwörendes Singen, als er Elsa die Frage tun hörte, die ihn und sie um ihr Glück brachte. Tödliche Bangigkeit packte die Zuhörer, als sie Telramund zum Meuchelmord heranschleichen sahen, den des Schwanenritters geweihtes Schwert durchbohrte. „Weh, nun ist all unser Glück dahin!“

Klang es hebend durch die Stille, als Elsa ohnmächtig zu Lohengrins Füßen lag.

Nicht lauter, aber noch heißer, noch begeisterter war des Publikums Freude. Mächtige Kränze flogen auf die Bühne, Blumen, die der Augenblick dem Sänger gebracht, fielen ihm zu Füßen. Nichts aber glich der Begeisterung, dem tosenden Jubel, der sich erhob, nachdem Lohengrin in tiefem Schmerz seinen Schwan gerufen, von der verzweifelten Elsa Abschied genommen, zurückgefahren war in die Gefilde des heiligen Grals. Unbeschreiblicher Lärm tobte im Haus. Man schwenkte die Taschentücher, rief, klatschte, stieg auf die Bänke und Stühle und rief immer und immer wieder Lohengrins Namen, rief nach Bianchi, nach Hellebecke. Stets lauter wurden die Rufe nach dem Meister. Die Stadt war stolz auf ihren Sänger und stolz auf seinen Bildner. Als der Meister endlich neben Lohengrin erschien, geführt von dem Direktor, da jubelte es wieder aus tausend Herzen und Kränze flogen von neuem, diesmal den Namen dessen tragend, der sich schon oft mit Ruhm bedeckt, der aber nie einen Triumph gefeiert hatte, wie an diesem Abend.

Bianchi zitterte vor Aufregung und Glück, und als sich der Vorhang endlich zum letztenmal schloß, fiel er Martin mit einem Stammeln des Dankes um den Hals.



Stadtmühle Zürich. Eigentum der Mühlengenossenschaft Schweiz. Konsumvereine.

„Mein Adler, mein königlicher Nar, ist es wahr, haben wir gesiegt?“

Er zitterte so, daß er sich stützen mußte, und wenn auch seine Augen vor Freude funkelten, war er doch sehr erschöpft und sah gelb und krank aus.

Sellebede, der unaufhörlich Martins und Bianchis Hände schüttelte und dessen vornehmes Gesicht rot und heiß war von der Aufregung, fand nicht Worte genug, um auszudrücken, was er beim Anblick des tobenden Hauses empfunden. Er hatte Champagner bringen lassen, um Bianchi und vor allem Martin zu erfrischen. Außer ein paar tiefen Atemzügen, außer einem leichten Zittern der Hand, merkte man Martin äußerlich die ungeheure Aufregung, der er standgehalten, nicht an. Aber der Zwang, den er seinem Willen, seiner scheuen Art, einen Abend lang auferlegt, rächte sich nun doch an ihm. Sein Kopf brauste und dröhnte, die Melodien, die Arien und Leitmotive, die Harmonie des Orchesters, Posaunen und Trompeten verfolgten ihn und stürzten sich immer wieder gleich hohen Meereswellen auf ihn. Er mußte sich endlich dazu bequemen, ein paar Minuten schweigend Bianchi Gesellschaft zu leisten, der zusammengesunken auf einem Stuhl saß und versuchte, seiner Erschöpfung mit Champagner zu begegnen.

Es war höchste Zeit, denn nun stürmte Lis herein, Sorella kam, es kamen die Herren von der Kommission

essen teilnehmen zu wollen, das die Kommission sich erlaube, Martin Born anzubieten. Martin dankte, er war auf die Einladung vorbereitet. Lis freute sich der Ueberraschung, Sorella aber erklärte sich als zu angegriffen, doch Bianchi sagte zu.

Martin wurde mit Schmeicheleien überhäuft, die ihn beschämten. Um den Eindruck zu beschreiben, den sein Singen und sein Spiel gemacht, fand man nicht Worte genug. Es sei über alles Lob erhaben gewesen. Jeder hob etwas anderes an Martin hervor, überbot sich und kleidete seine Artigkeiten in das bunteste Gewand. Lis wurde überschüttet mit zierlich gedrechselten Ehrungen, sie lächelte dazu und erntete sie so unbefangen, als pflückte sie Blumen in ihrem eigenen Garten. Mit einem Kopfnicken dankte sie, mit einem Lachen oder einem Blick aus ihren glückstrahlenden Augen.

Als sie mit Sorella die Treppe hinunterging, standen unten an dem schmalen hintern Tor die Leute Kopf an Kopf gedrängt. Sie wollten den noch einmal sehen, der ihre Seelen in einen Rausch des Entzückens versetzt hatte, und wollten ihn durch ihr Warten ehren.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Getreideproduktion und Brotversorgung der Schweiz. (3)

Von Dr. S. Wirz. Zürich 1917. Drell Jüßli. Zweite erweiterte Auflage. Besprochen von Ufr. Fankhauser.

Das Problem, von dem alle andern abhängen, ist das der Rendite. Der Bauer ist in den meisten Fällen Schuldner und muß in erster Linie suchen, seine Hypotheken zu verzinsen. Erst in zweiter Linie kommt die Frage nach der Verzinsung des eigenen Kapitals, also nach dem Verdienst

des Bauern. Daneben hat er auf möglichst große Rentabilität seiner Hausversorgung zu achten. Denn die mehr oder weniger Barauslagen für Nahrung und Kleidung beeinflussen schließlich seine Kasse auch und damit die Zahlung seiner Zinsen und seinen Verdienst. Um eine Rendite